

Die Arbeitslosen von Marienthal. Oder: Die Anfänge qualitativer Sozialforschung

2

Die von Paul F. Lazarsfeld geleitete Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ stellt den Anfangspunkt der mitteleuropäischen Tradition moderner Sozialforschung dar. Die Marienthal-Studie bildet daher zweifellos einen der wichtigsten Meilensteine empirischer – und insbesondere auch: qualitativer – Sozialforschung. Wie wir noch genauer sehen werden, handelt es sich um eine in empirischer Hinsicht ausgesprochen breit angelegte Untersuchung, die man in weiten Teilen als ethnografisch charakterisieren kann. Wohl nicht ganz zu Unrecht verwenden die Autor/innen selbst im Untertitel hingegen den deutlich weniger gängigen Begriff Soziographie: „Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit“. Durch eine bis heute originell anmutende Kombination verschiedener Erhebungsmethoden zeichnen sie nämlich ein Bild der soziodemographischen Merkmale und der Lebenswelt der Einwohner von Marienthal – eben ein Soziogramm. Im Gegensatz zu dem deutlich etablierteren Begriff *Ethnogramm*, das im Allgemeinen die Lebensumstände und -weisen einer Subkultur beschreibt (vgl. Flick 2012, S. 297 f.), legt der Begriff *Soziogramm* stärkeres Gewicht auf die analytische Deskription der sozialen Interaktionen einer Akteurgruppe. Genau dies tun die Forscher/innen um Paul F. Lazarsfeld: Sie untersuchen aus einer sozialpsychologischen Perspektive die Auswirkungen von Langzeitarbeitslosigkeit im österreichischen Ort Marienthal. Hierbei handelt es sich um ein Industriedorf in der Nähe Wiens, in dem zwischen den Jahren 1929 und 1930 durch die krisenbedingte Schließung der einzigen Fabrik am Ort auf einen Schlag fast die gesamte Bevölkerung arbeitslos wurde. Die Forscher/innen finden in Marienthal daher so etwas wie eine Laborsituation vor, in der sie ihr Forschungsthema an einem Ort überschaubarer Größe in all seinen Facetten untersuchen können – eine ausgesprochen seltene und vielversprechende Ausgangslage für empirische Sozialforscher.

In methodologischer Hinsicht leistet die Forschergruppe Pionierarbeit. Etablierte Erhebungs- und Auswertungsmethoden nämlich liegen, wie wir im vori-

gen Kapitel gesehen haben (vgl. Kap. 1.3), in den 1930er Jahren noch nicht vor. Die Forschergruppe musste daher zunächst kreativ werden und Methoden entwickeln, die auch heute noch wesentliche Grundlagen für die empirische Sozialforschung darstellen. Auch deshalb kann die Marienthal-Studie als „Klassiker“ gelten:

„Diese ‚klassischen‘ Studien haben ihre Forschungsmethoden aus der jeweiligen Problem bezogenen Fragestellung heraus erst entwickelt und ausgewählt. Dabei konnten sie in der Regel noch nicht auf ein vorhandenes Repertoire von standardisierten Techniken zurückgreifen, sondern mussten diese am Problem und dem Fortgang des Forschungsprozesses entsprechend entwerfen, erproben und modifizieren.“ (Kardorff 2012, S. 5)

Wie wir sehen werden, führte dieser Prozess von Entwurf, Erprobung und Modifikation im Fall von Marienthal zu erstaunlich originellen Erhebungsmethoden, die in ganz pragmatischer Weise sowohl auf quantitative als auch auf qualitative Forschungslogiken zurückgreifen. Dezidiert ging es den Forscher/innen nämlich darum, nicht nur quantitatives Datenmaterial, etwa Arbeitslosenstatistiken, heranzuziehen, sondern auch das subjektive Erleben von Arbeitslosigkeit und dessen subjektive Deutung zu erfassen. Recht devot sprechen die Autor/innen in ihrem Untertitel von einem „soziographischen Versuch“. Dieser kann wohl als gelungen gelten, wobei wir auch sehen werden, dass ihre Studie weitgehend auf einer deskriptiven Ebene verbleibt. Ihre analytische Tiefe hingegen ist auch aufgrund der nur punktuellen Anbindung empirischer Daten an theoretische Konzepte eher gering. Gleichwohl kann man die Marienthal-Studie mit Jörg Strübing (2013, S. 15) durchaus als „bahnbrechend“ sowie mit Christian Fleck als „vorbildlich“ bezeichnen:

„Die Marienthal-Studie gilt als Klassiker der empirischen Sozialforschung und der Sozialpsychologie. Sie ist eine der ersten systematischen Untersuchungen über die psychosozialen Folgen der Arbeitslosigkeit und eine der berühmtesten deutschsprachigen Gemeindestudien. [...] Marienthal ist eine sehr lesbare, kompakte Analyse einer sozialen Katastrophe, es ist eine vorbildliche Erhebung, und es ist eine Erinnerung daran, was vor Ständestaat und Nazidiktatur sozialwissenschaftlich schon möglich war.“ (Fleck 2007, S. 220 ff.)

Zwei weitere Indizien für den herausgehobenen Stellenwert der Marienthal-Studie innerhalb der empirischen Sozialforschung möchte ich noch anführen, bevor wir uns näher mit ihr auseinandersetzen. Zum einen – und dies ist eher ungewöhnlich für eine sozialwissenschaftliche Studie – wurde die Publikation in acht Sprachen übersetzt (vgl. Müller 2008, S. 277). Völlig ungewöhnlich ist zum anderen, dass die Marienthal-Studie im Jahr 1988 von Karin Brandauer unter dem Titel „Einst-

weilen wird es Mittag“ verfilmt wurde. Bei diesem Titel handelt es sich um das Zitat eines Studienteilnehmers, auf das wir gleich noch einmal zurückkommen werden.



Einstweilen wird es Mittag

Die Marienthal-Studie wurde unter dem Titel „Einstweilen wird es Mittag“ verfilmt. Der österreichische Fernsehfilm gibt dabei einen guten Einblick in die Lebenswelt der arbeitslosen Bevölkerung. Nahezu alle Dialoge basieren dabei auf den in Marienthal erhobenen Daten. Darüber hinaus wird auch die besondere Situation der Forschenden als Pioniere der empirischen Sozialforschung sowie als mit dem beginnenden Nationalsozialismus konfrontierte Wissenschaftler beleuchtet.

Regie: Karin Brandauer

Darsteller: Franziska Walser, Nicolas Brieger, Johannes Nikolussi, Stefan Suske u. a.

Produktion: ORF, ZDF

Um die Marienthal-Studie kennenzulernen, werden wir im Folgenden so vorgehen, wie wir es bei allen in diesem Buch thematisierten Studien tun werden: Zunächst beschäftigen wir uns mit den Kontextbedingungen der jeweiligen Studie. Deren Kenntnis ist unabdingbar dafür, dass wir ihr Untersuchungsdesign und ihre Untersuchungsergebnisse nachvollziehen und einordnen können. Gerade im Fall der Marienthal-Studie sind beispielsweise die Biografien der Autor/innen ausgesprochen interessant (Kap. 2.1). In einem zweiten Schritt werden wir die Methodik der jeweiligen Studie ausleuchten. Angesichts ihrer breiten empirischen Basis müssen wir dabei im vorliegenden Fall Schwerpunkte setzen und werden uns in erster Linie mit der Ethnografie und der teilnehmenden Beobachtung auseinandersetzen (Kap. 2.2). In einem dritten Schritt werden wir daraufhin die zentralen Untersuchungsergebnisse der jeweiligen Studie zusammenfassen. Dies kann hier freilich nur stichwortartig erfolgen – was mir jedoch insofern unproblematisch erscheint, als dass es uns ja weniger um die Inhalte der Studien geht, als vielmehr um ihre Methodik (Kap. 2.3). In einem vierten Schritt werden wir das Untersuchungsdesign anhand ausgewählter Gütekriterien der qualitativen Sozialforschung reflektieren. Im Fall der Marienthal-Studie spielen in diesem Zusammenhang der starke Fokus auf die Deskription empirischer Daten sowie die vergleichsweise starke Einflussnahme der Forscher/innen auf ihren Untersuchungsgegenstand

wesentliche Rollen (Kap. 2.4). Schließlich werden wir in einem fünften Schritt jeweils einen methodologischen Aspekt näher betrachten, der in Zusammenhang mit der jeweiligen Studie steht. In diesem Kapitel werden wir uns mit der Frage beschäftigen, was empirische Sozialforscher/innen unter Triangulation verstehen und welche Ziele sie mit dieser Forschungsstrategie verfolgen (Kap. 2.5).

2.1 Die Studie: Autoren und Zielsetzung

Die Marienthal-Studie wurde von Anfang November 1931 bis Mitte Mai 1932 unter der Leitung von Paul F. Lazarsfeld von einer insgesamt 17-köpfigen Forschergruppe durchgeführt. Finanziert wurde sie von der ‚Kammer für Arbeiter und Angestellte in Wien und Niederösterreich‘ sowie von der US-amerikanischen ‚Rockefeller Foundation‘ (vgl. Müller 2008, S. 262). Nicht nur die Datenerhebung, sondern auch die Auswertung erfolgte in der Gruppe der beteiligten Wissenschaftler/innen – teils noch vor Ort in Marienthal, teils an der ‚Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle der Universität Wien‘. Den wesentlichen Teil des Forschungsberichts verfasste indes Marie Jahoda, die sich zu diesem Zweck im Sommer 1932 aufs Land zurückgezogen hatte (vgl. ebd., S. 265). Mit bissigen Worten beschreibt Jahoda in einem autobiografischen Interviewband denn auch die Rolle des Projektleiters – ihres zu diesem Zeitpunkt Ex-Ehemanns Lazarsfeld:

„Der ganze Stil der Produktion von Marienthal war eine Gruppenangelegenheit. Paul Lazarsfeld zum Beispiel hat nicht ein einziges Wort an dem Buch geschrieben.“ (Marie Jahoda in Engler und Hasenjürgen 2002, S. 121)

Anfang Juni 1933 erschien die fertige Publikation unter dem Titel „Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit“ im Leipziger Verlag Hirzel. Zu diesem Zeitpunkt hatten die Nationalsozialisten bereits die Macht in Deutschland übernommen. Da die Protagonist/innen der Studie jüdische Wurzeln hatten, musste diese zunächst jedoch ohne die Nennung von Personennamen veröffentlicht werden; stattdessen wurde lediglich die ‚Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle der Universität Wien‘ als Herausgeber benannt. Auch dieses für die Forscher/innen sicherlich schmerzliche Vorgehen konnte jedoch nicht verhindern, dass der Vertrieb der ersten Auflage alsbald verboten und die bereits produzierten Exemplare vernichtet wurden:

„The study was begun around but the manuscript was completed in 1933 at a time when Hitler was already in power in Germany. As all three authors were Jewish we decided to

feature the book as a publication of the institute of which I was the Director. My name being especially Jewish we had to cope with another difficulty. One of the co-authors, Marie Jahoda, and I were married at the time and we didn't want my name to appear twice. I therefor signed the introduction to the book as director of the study.“ (Paul F. Lazarsfeld in einem Brief an Erich P. Neumann, zitiert nach Müller 2008, S. 275)

Erst in den nach dem Zweiten Weltkrieg publizierten Auflagen der Marienthal-Studie werden dann Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel als Autor/innen ausgewiesen. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang insbesondere auch die Rolle von Jahoda, die sich als eine der ersten Frauen überhaupt einen Namen als Feldforscherin und sozialwissenschaftliche Autorin machen konnte. Darüber hinaus war sie ganz fraglos eine Grand Dame der internationalen Sozialdemokratie. Ihr politisches Engagement, das sie zeitweise im Untergrund ausführen musste und das zwischen den Zeilen immer wieder auch in der Marienthal-Studie zu lesen ist, brachte sie Mitte der 1930er Jahre sogar für einige Monate ins Gefängnis.

Werfen wir im Folgenden also zunächst einen kurzen Blick auf die bewegten Biografien der drei Autor/innen – auch um zu verstehen, unter welchen Bedingungen sie ihre Studie in der Zeit des Nationalsozialismus abschließen mussten:



Paul F. Lazarsfeld, Marie Jahoda und Hans Zeisel

Paul F. Lazarsfeld

Paul Felix Lazarsfeld wurde am 13. Februar 1901 als Sohn eines Juristen und einer Psychologin in Wien geboren. An der dortigen Universität studierte er Mathematik und promovierte zum Thema „Über die Berechnung der Perihelbewegung des Merkur aus der Einsteinschen Gravitationstheorie“. Im Anschluss absolvierte er ein Post-Graduierten-Studium in Frankreich.

Zurück in Wien arbeitete er von 1925 bis 1929 zunächst als Gymnasiallehrer für Mathematik. Im Jahr 1926 heiratete er die Sozialpsychologin Marie Jahoda und bekam mit ihr eine Tochter; die Ehe wurde jedoch bereits im Jahr 1934 wieder geschieden. Von 1929 bis 1933 war Lazarsfeld als wissenschaftlicher Assistent von Karl und Charlotte Bühler am Psychologischen Institut der Universität Wien tätig. In den Jahren 1930 bis 1933 leitete er dort die Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle. Als



Stipendiat der Rockefeller Foundation ging er im Jahr 1933 nach New York und emigrierte zwei Jahre später dauerhaft in die USA. Von 1935 bis 1936 arbeitete er bei der National Youth Administration in New Jersey. Von 1936 bis 1937 war er Direktor des Research Center der University of Newark; von 1937 bis 1939 Direktor des Office of Radio Research an der Princeton University. Ab dem Jahr 1939 war er zunächst Associate Professor und ab 1940 als Full Professor an der Columbia University in New York tätig. Bis 1949 fungierte er dort als Direktor des Bureau of Applied Social Research. Lazarsfeld war 52. Präsident der American Sociological Association und starb am 30. August 1976 in New York City.

Marie Jahoda

Marie Jahoda wurde am 26. Januar 1907 als Tochter eines Kaufmanns in Wien geboren. Sie studierte Lehramt an der Pädagogischen Akademie in Wien und Psychologie an der Universität Wien. Im Anschluss war sie Gasthörerin an der Sorbonne in Paris und unterrichtete dort Latein. Im Jahr 1926 heiratete sie den Mathematiker und Sozialwissenschaftler Paul F. Lazarsfeld und bekam mit ihm eine Tochter; die Ehe wurde jedoch bereits im Jahr 1934 wieder geschieden.

1932 promovierte Jahoda zum Thema „Anamnesen im Versorgungshaus. Ein Beitrag zur Lebenspsychologie“ und war von 1933 bis 1936 an der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle der Universität Wien tätig. Darüber hinaus war sie Aktivistin der Revolutionären Sozialisten, weshalb sie im Jahr 1936 verhaftet wurde. Aufgrund internationaler Interventionen kam sie zwar nach neunmonatiger Haft frei, musste Österreich jedoch umgehend verlassen. Zunächst emigrierte sie nach England und arbeitete während des Zweiten Weltkrieges für den Propagandasender Radio Rotes Wien. Im Jahr 1945 ging sie nach New York, wo sie bis 1958 an der New School for Social Research Sozialpsychologie lehrte und mit ins Exil geflohenen Mitgliedern des Frankfurter Instituts für Sozialforschung zusammenarbeitete. Im Jahr 1962 erhielt Jahoda den Lehrstuhl für Sozialpsychologie an der University of Sussex in Großbritannien, wo sie bis zu ihrer Emeritierung tätig war und am 28. April 2001 starb.

Hans Zeisel

Hans Zeisl – bis ins Jahr 1938 umfasste sein Nachname tatsächlich nur ein ‚e‘ – wurde am 1. Dezember 1905 als Sohn eines Rechtsanwalts in Wien



geboren. Er studierte Rechts- und Staatswissenschaften an der dortigen Universität und promovierte 1927 zum ‚Doktor der Rechte‘ (Dr. jur.) sowie im Folgejahr zum ‚Doktor der Staatswissenschaften‘ (Dr. rer. pol.). Im Anschluss arbeitete er zunächst in der Rechtsanwaltskanzlei seines Vaters.

Im Jahr 1931 wechselte Zeisl ebenfalls an die Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle, die er von 1933 bis 1935 leitete; in diese Zeit fällt auch seine Beteiligung an der Marienthal-Studie. Im Anschluss war er für kurze Zeit als Marktforscher für einen tschechoslowakischen Schuhproduzenten tätig, um sich im Jahr 1936 als Rechtsanwalt mit eigener Kanzlei in Wien selbständig zu machen. Nach dem „Anschluss“ Österreichs emigrierte Zeisl – nun führte er das zweite ‚e‘ im Namen – im Frühjahr 1938 mit seiner Ehefrau zunächst nach London und einige Monate später in die USA. Dort arbeitete er für das Department of War in Washington sowie als Marktforscher. Ab 1942 war er Mitarbeiter von Paul F. Lazarsfeld im New Yorker Bureau of Applied Social Research und lehrte an der Rutgers University in New Brunswick, der Columbia University sowie an der New School for Social Research in New York. Erst im Jahr 1952 wurde er von der University of Chicago zum ordentlichen Professor für Statistik, Recht und Soziologie berufen. Dort lehrte Zeisl bis 1974 und starb am 7. März 1992.

Nicht nur aufgrund der zentralen Rolle von Marie Jahoda ist die Beteiligung weiblicher Mitarbeiterinnen im Rahmen der Marienthal-Studie sowie deren – um einen seinerzeit noch nicht bekannten Begriff zu bemühen: – Gendergerechtigkeit bemerkenswert. Auch über Jahoda hinaus leisteten Frauen einen wesentlichen Beitrag zum Gelingen des Forschungsprojekts: zehn weibliche Forscherinnen und Hilfskräfte standen sieben männlichen gegenüber. Darüber hinaus werden männliche und weibliche Untersuchungsteilnehmer/innen in der Studie stringent gleichberechtigt zitiert. Und schließlich beinhaltet die Studie, wie wir noch genauer sehen werden, auch einen expliziten Vergleich der Auswirkungen von Langzeitarbeitslosigkeit auf Männer und Frauen.

Wenden wir uns damit der Zielsetzung der Marienthal-Studie zu: Zunächst hatte der österreichische Sozialdemokrat Otto Bauer die Aufmerksamkeit der jungen Wiener Forscher/innen auf das Thema Arbeitslosigkeit gelenkt und ihnen den Zugang zur Gemeinde Marienthal vermittelt:

„Die vielfältigen Interessen der Mitglieder der Forschungsstelle bündelten sich in der Marienthal-Studie: Vor dem Hintergrund sozialdemokratischer Politik und der undogma-

tischen Auffassung der Marxschen Theorie als empirischer Sozialwissenschaft spielte vor allem die Psychologie eine wichtige Rolle; hinzu kamen die statistische Orientierung Lazarsfelds und die Rezeption der US-amerikanischen Surveys und Gemeindestudien.“ (Fleck 2007, S. 222)

Zur Zielsetzung der Studie schreiben Marie Jahoda und Hans Zeisel im Vorwort zur ersten Auflage:

„Das Ziel der vorliegenden Untersuchung war, mit den Mitteln moderner Erhebungsmethoden ein Bild von der psychologischen Situation eines arbeitslosen Ortes zu geben. Es waren uns von Anfang an zwei Aufgaben wichtig. Die inhaltliche: zum Problem der Arbeitslosigkeit Material beizutragen – und die methodische: zu versuchen, einen sozial-psychologischen Tatbestand umfassend, objektiv darzustellen.“ (Jahoda et al. 1933, S. 9)

Um den Kontext zu verstehen, in dem die Marienthal-Studie entstand, ist es also wichtig, noch einmal festzuhalten, dass das Erkenntnisinteresse der Forscher/innen auf den von Arbeitslosigkeit geprägten *Sozialraum* gerichtet war. Im Zentrum der Untersuchung stand mithin nicht der *einzelne* Arbeitslose, sodass es sich eben nicht um eine subjektbezogene psychologische, sondern um eine genuin sozial-psychologische Untersuchung handelt, die durchaus dem Bereich der empirischen Sozialforschung zuzuordnen ist. Operationalisiert wurde diese Forschungsperspektive zu von Lazarsfeld und Jahoda formulierten „Anweisungen für Marienthal“. Diese leiteten die empirische Feldforschung in Marienthal an und finden sich heute im Grazer Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich:



Anweisungen für Marienthal

Die Untersuchung geht von objektiven und vorgegebenen Daten zu immer psychologischeren und spezialisierteren vor.

I. Zuerst: Familien und Altersaufbau, Wohnungsverhältnisse (ist bereits auf Katasterblättern erhoben).
dann die zwei Hauptfragen

- A) Wovon leben die Leute.
- B) Wie verbringen sie ihre Zeit.



ad A) die Frage zerfällt in drei Teile

- a) Woher nehmen sie das Geld und Lebensmittel (wer beschafft sie).
- b) Was konsumieren sie tatsächlich?
- c) soweit ihre Mittelverwendung eine freie ist, wodurch wird die charakterisiert (lieber mal hungern und dafür ins Kino? Wer in der Familie ist am besten genährt? etc.)

Quellen: Haushaltsstatistiken, charakteristische Mahlzeiten und Ausgaben, Erzählungen über Vergleich mit früher.

ad B) Anlage möglichst genauer Tagesinventare. Kann bei einzelnen vielleicht durchgeführt werden, bei den meisten wird der heutige und gestrige Tag erfragt werden müssen, bei einzelnen weniger beweglichen kann vielleicht beobachtet werden. Sehr wichtig ist dabei auch ein Inventar der Geräte, über die noch verfügt wird, Zeitungen, Radio, Bücher etc. eventuell auch ex contrario, also von der Pfandleihanstalt aus gesehen. Aus dem vorhandenen ersten Material werden die ersten Ansatzpunkte herauszuholen sein für die Frage.

II. Stellung zur Arbeitslosigkeit:

Was hat jeder einzelne getan um Arbeit zu finden.

Wer hat auswärts Arbeit gefunden, wieso?

Welcher Arbeitersatz wird geleistet? (Schrebergarten, Tierzucht, Arbeit bei Bauern etc.)

Stellung zu gelegentlicher Arbeitsmöglichkeit.

Welche Veränderungen hat die Zeitbewertung durchgemacht?

Empfinden Verhältnisse: (Verzweifelt, resigniert, stumpf, abgefunden, zufrieden, hoffnungsvoll.)

Welche Pläne haben die Erwachsenen?

Welche Pläne haben die Jugendlichen?

Unterschiede zwischen Arbeitslosen und Arbeitenden?

Verhältnis zur Fürsorge (Nach H. Hetzer)

III. Schließlich suchen wir eine allgemeine Sozialkarakteristik des Ortes, in der Annahme, daß sich im Laufe der Erhebung auch hier Beiträge zur



Struktur der Arbeitslosigkeit finden werden, danach ist zu verfolgen: Autorität der Eltern, Konflikte zwischen den Bewohnern, Verhältnis der Geschlechter, Themen der Vereinsabende, Verkehr mit der Aussenwelt, politische Veränderungen.

Im allgemeinen sind drei Arten von Material zu unterscheiden:

- 1.) Physikalisch-Statistisch: Geld, Essen etc.
- 2.) Psychologisch-Statistisch: Beschäftigung, Konflikte etc.
- 3.) Umweltmarken: Charakteristische Aussprüche und Verhaltensweisen, die die Stellung zur Aussenwelt, die „psychologische Umwelt“ kennzeichnen.

Als Ziele der Arbeit sind dreierlei anzusehen:

- 1) Das Phänomen Arbeitslosigkeit möglichst fein zu charakterisieren, sei es vom Einzelnen her, sei es vom Kollektiv her.
- 2) Wenn möglich mit Vergleich von früher und anderswo, oder durch Zerlegung in Phasen die Wirkungen der AL zu zeigen.
- 3) Alle verfügbaren Mittel der Sozialpsychologie einmal auf ein Kollektiv zu konzentrieren, um zu sehen, wie weit heute eine Soziographie heute schon möglich ist.

Quelle: Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich, Graz, Nachlass von Paul Felix Lazarsfeld, Signatur 1, Filmrolle 1. Zitiert nach Müller 2008, S. 263.

2.2 Die Methodik: Ethnografie und teilnehmende Beobachtung

Wirft man einen Blick auf das Untersuchungsdesign der Marienthal-Studie, so fällt zunächst auf, dass sowohl quantitative als auch qualitative Forschungslogiken zur Anwendung kamen. Die Autor/innen bringen diesen Ansatz mit folgendem Postulat auf den Punkt: „Wir sind alle Wege gegangen, die uns unserem Gegenstand näherbringen konnten“ (Jahoda et al. 1933, S. 24). Dezidiert soll dabei auch eine Lücke geschlossen werden zwischen der Auswertung quantitativer Da-

ten aus den Arbeitslosenstatistiken und qualitativer Daten, die bis dato noch nicht wissenschaftlich genutzt worden waren, sondern am ehesten in Form sogenannter „sozialer Reportagen“ von Zeitungen und Schriftstellern vorlagen:

„Zwischen den nackten Ziffern der offiziellen Statistik und den allen Zufällen ausgesetzten Eindrücken der sozialen Reportage klafft eine Lücke, die auszufüllen Sinn unseres Versuchs ist. Was uns vorschwebte, war eine Methode der Darstellung, die die Verwendung exakten Zahlenmaterials mit dem Sicheinleben in die Situation verband.“ (ebd.)

Genau dieser gegenstandsorientierte Ansatz ist es denn auch, der die Marienthal-Studie zu einem Meilenstein der qualitativen Sozialforschung werden ließ. Die Breite und Vielschichtigkeit der analysierten empirischen Daten nämlich bezeichnet Lazarsfeld in seinem Vorwort zur Neuauflage im Jahr 1960 als angemessenes methodisches Vorgehen zur umfänglichen Erfassung des Untersuchungsgegenstands Langzeitarbeitslosigkeit:

„Die Einleitung zu unserem Bericht erzählt von unserem Beschluß, die Lücke zwischen den nackten Ziffern der Statistik und den zufälligen Eindrücken der sozialen Reportage auszufüllen. Die Tatsache, daß wir uns unsere Position von Grund auf improvisieren mußten, hat, im Rückblick gesehen, ohne Zweifel Früchte getragen. Wir versuchten, die Arbeitslosigkeit von allen Seiten zu erfassen.“ (ebd., S. 15)

Aus der facettenreichen Empirie sollen, so Lazarsfeld weiter, während der Datenauswertung dann „integrale Interpretationen“ abgeleitet werden. Die Auswertung folgt also durchaus den heutigen Prinzipien der qualitativen Sozialforschung, die wir eingangs bereits kennengelernt haben:

„Die Basis ist immer eine Reihe von spezifischen, quantitativen Daten. Das Gemeinsame an ihnen ist herausgearbeitet und dann in ein Begriffsbild so zusammengefaßt, daß man weitere Folgerungen ableiten kann nicht mit logischer Notwendigkeit, aber mit großer Plausibilität und geleitet von zusätzlichem Wissen und allgemeiner Erfahrung.“ (ebd., S. 17)

Er schließt seine methodologischen Überlegungen mit dem bereits zitierten Plädoyer, das heute als Selbstverständlichkeit empirischer Sozialforschung zu begreifen ist:

„Es gibt so viel zu tun, dass man nicht seine Zeit mit ‚Methodenstreit‘ vergeuden soll. Eine integrale Soziologie wird mit allen empirischen und analytischen Mitteln an konkrete Probleme heranzugehen und dadurch eine realistische Synthese finden.“ (ebd., S. 23)

Gleichwohl lässt sich in der methodologischen Positionierung Lazarsfelds jedoch ein Primat quantitativer Sozialforschung erkennen. Zwar sei nur qualitative Forschung in der Lage, mögliche Kausalbeziehungen, Ursachen und Wirkungen eines sozialen Phänomens erkennbar zu machen – was er zusammen mit Allen Barton (1979, S. 43) metaphorisch folgendermaßen zum Ausdruck bringt: „Wie die Netze von Hochseeforschern können qualitative Studien ganz unerwartete und erstaunliche Dinge zu Tage fördern“. Letztlich diene qualitative Forschung jedoch immer der Vorbereitung quantitativer Studien. Nur die statistische Analyse nämlich vermöge es, die tatsächliche Existenz einer kausalen Beziehung belastbar zu testen:

„Qualitatives Datenmaterial eignet sich besonders für die explorative Phase eines Forschungsprojekts: die Reichhaltigkeit an detaillierten beschreibenden Informationen verschafft dem Forscher außerordentlich viele Gelegenheiten, Anregungen und Hinweise zu finden. Andererseits stellt für das Überprüfen von Hypothesen das kontrollierte Experiment mit seinen präzisen Messungen einer begrenzten Anzahl sorgfältig ausgewählter Variablen das Idealmodell dar.“ (ebd., S. 82)

Um ein soziales Phänomen umfänglich empirisch erfassen zu können, schreibt Lazarsfeld an anderer Stelle (1971), seien die folgenden vier methodologischen Vorgehensweisen zu integrieren:

- die triangulative Anwendung quantitativer und qualitativer Methoden,
- die komparative Erhebung objektiver Tatbestände und subjektiver Sichtweisen,
- die Kontrastierung historischer und gegenwärtiger Daten sowie
- die Kombination reaktiver und nicht-reaktiver Erhebungsmethoden.

Diese – wenn man so will: – Gütekriterien empirischer Sozialforschung spiegeln sich ausnahmslos bereits im Untersuchungsdesign der Marienthal-Studie wider. Quantitative Daten werden hier nämlich beispielsweise in Form der Anzahl von Bibliotheksbesuchen und Zeitungsabonnements erhoben; qualitative etwa in Form von Experteninterviews und Tagebuchanalysen. „Objektive Tatbestände“ wurden unter anderem mit Hilfe von Inventarlisten erhoben, „subjektive“ mittels narrativer Interviews. Eine historische Perspektive findet sich darüber hinaus in der Analyse von Bevölkerungs- und Wahlstatistiken. Und schließlich stellen die genannten Interviewformen „reaktive“ Erhebungsmethoden dar, während etwa die Messung von Gehgeschwindigkeiten ein „nicht-reaktives“ Verfahren darstellt. Tab. 2.1 verschafft uns zunächst einen Überblick über das originelle und vielfältige Untersuchungsdesign der Marienthal-Studie.

Tabelle 2.1 Das Untersuchungsdesign der Marienthal-Studie

	Quantitative Datenquellen	Qualitative Datenquellen
Sekundäranalyse	Bevölkerungsstatistik (Demografie, Migration, Eheschließungen) Wahlstatistik Beschwerden (bei der Industriellen Bezirkskommission)	–
Standardisierte Befragung	Inventarlisten (von 40 Familien) Zeitverwendungsbögen (von 80 Personen für je einen Tag)	–
Inhaltsanalyse von Dokumenten	Bibliotheksbesuche Zeitungsabonnements Vereinsmitglieder	Tagebücher Schulaufsätze (über die Wünsche von Volks- und Hauptschülern) Preisausschreiben (Aufsätze von Jugendlichen über Zukunft)
(Teilnehmende) Beobachtung	Messung der Gehgeschwindigkeit	Kleidersammlung (selbst organisierte Sammlung und Verteilung) Ärztеспprechstunden (wöchentliche Sprechstunde organisiert) Erziehungsberatung (Vorträge organisiert) Turn- und Schnittzeichenkurse (selbst veranstaltet) Politisches Engagement (aller politischen Vereinigungen)
Experteninterviews	–	Lehrer Pfarrer Bürgermeister Ärzte Geschäftsleute Vereinsfunktionäre
Narrative Interviews	–	Arbeitslose (mit 32 Männern und 30 Frauen)

Vgl. Jahoda et al. 1933, S. 26 ff.

All diese verschiedenartigen Methoden lassen sich nicht umstandslos auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Auch weil eben von „Sicheinleben in die Situation“ (Jahoda et al. 1933, S. 24) die Rede war, wollen wir sie im Folgenden aber als Ethnografie bezeichnen. Lesen wir daher zunächst eine längere Passage aus den ersten Seiten der Studie. Hier beschreibt Marie Jahoda Aufstieg und Niedergang der Textilproduktion in Marienthal. Sie tut dies eben in der unverwechselbar bildreich-analytischen Sprache einer Ethnografin – die, so hoffe ich, Lust auf Weiterlesen macht.



Die Geschichte Marienthals

„Marienthal ist ein kleines Fabrikdorf an der Fischa-Dagnitz im Steinfeld. [...] Die Häuser sind langgestreckt, einstöckig, alle nach demselben Muster gebaut. Abseits der Landstraße stehen ein paar Baracken, denen man anmerkt, daß sie seinerzeit schnell fertig werden mußten, um den plötzlichen Arbeiterzuwachs aufzunehmen. Nur das ehemalige Herrenhaus, das Fabrikspital und das Beamtenhaus ragen zweistöckig über die anderen hinaus. An der Fischa hinter den Häusern stehen zwei große Schloten, umgeben von langgestreckten, zum Teil verfallenen Mauern: die Fabrik. Die Erde ist wenig fruchtbar im Steinfeld, der Boden schwer zu bebauen. Die Bauern in der Umgebung von Marienthal haben es nicht leicht gehabt, als sie sich ansiedelten; auch jetzt können sie nur in mühevoller Arbeit ihr Auskommen finden. Nur wenige von ihnen können es sich leisten, während der Erntezeit einige Marienthaler Arbeiter aushilfsweise zu beschäftigen. [I]m Jahre 1830 war [Hermann Todesko] auf der Suche nach einem geeigneten Platz für eine Flachsspinnerei auch nach Marienthal gekommen, das dazu wie geschaffen war. Die flache Gegend bot dem Transport keine Schwierigkeiten, der kleine Fluß [...] fror [...] auch im strengen Winter nicht zu und konnte mit seiner Kraft den Betrieb speisen. Rings herum entstanden der älteste Teil der Fabrik und ein paar Arbeiterhäuser, die rasch von böhmischen, mährischen und z. T. auch deutschen Arbeitern besiedelt wurden. Bald ging Todesko zur Baumwollspinnerei über, die Fabrik wurde vergrößert. Neue Arbeiterhäuser mußten errichtet werden, zur Kantine kamen kleine Geschäfte hinzu, der Ort wuchs. [...] In den sechziger Jahren wurden die Weberei und die Bleiche ausgegliedert. Die Fabrik wurde ein Großbetrieb, und damit schwand auch das patriarchalische Verhältnis des Fabrikherrn zu den Arbeitern. Langsam drangen gewerkschaftliche Ideen in Marienthal ein; damals entstanden die ersten Organisationen und Vereine. [...] In den neunziger Jahren erhielt die Fabrik einen neuen Direktor, der jahrzehntelang in Marienthal herrschte. Die Fabrik nahm in dieser Zeit einen großen Aufschwung. [Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs wurden] neue Maschinen eingestellt, man dachte mit einer Umstellung der Produktion auf breitere Stoffe den Betrieb aufrechterhalten zu können; der Belegschaftsstand erreichte seinen Höhepunkt. Aber das war eine rasch vorübergehende Besserung, eine letzte Anstrengung, der Mitte 1929



der Absturz folgte: im Juli wird die Spinnerei geschlossen, im August die Druckerei, im September die Bleiche. Zuletzt im Februar 1930 sperrt die Weberei, und nun werden die Turbinen stillgelegt. Wenige Tage nachher beginnen unter großer Erregung der Bevölkerung die Liquidationsarbeiten. [...] Heute stehen nur mehr die Färberei und die Websäle. Die Bleiche und die Spinnerei sind abgerissen. Die Aufräumarbeiten sind bis zur Zeit sehr mangelhaft durchgeführt. Von ihren Fenstern sehen die Arbeiter auf ihrer früheren Arbeitsstätte Schuttfelder, verbeulte Kessel, alte Transmissionsräder und halbverfallenes Mauerwerk.“

Quelle: Jahoda, Marie, Paul F. Lazarsfeld, und Hans Zeisel. 2014/1933. Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. 24. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Von den 478 in Marienthal lebenden Familien sind zum Zeitpunkt der Datenerhebung drei Viertel von Arbeitslosigkeit betroffen; lediglich ein Fünftel verfügt auch nach der Werksschließung noch über ein regelmäßiges Einkommen, das jedoch aufgrund ihrer prekären Arbeitsverhältnisse teils unterhalb der Sozialversicherungsleistungen liegt (vgl. Jahoda et al. 1933, S. 39).

2.2.1 Ethnografie

Die vielfältige Empirie der Marienthal-Studie und der Stil von Jahodas Einführung weisen also darauf hin, dass es sich hier um einen ethnografischen Bericht handelt. Unter Ethnografie wird die analytische Beschreibung einer Ethnie verstanden, also einer ethnischen Gruppe, einer spezifischen Gemeinschaft oder einer sonstigen distinkten sozialen Einheit. Im Zentrum des Forschungsinteresses stehen dabei deren Handlungsweisen, Wissensformen und auch materialen Kulturen (vgl. Knoblauch 2014, S. 521), auf die der/die Forschende gleichsam neugierig ist:

„Im Zentrum der ethnographischen Neugierde steht [...] die Frage, wie die jeweiligen Wirklichkeiten praktisch ‚erzeugt‘ werden; es geht ihr also um die situativ eingesetzten Mittel zur Konstitution sozialer Phänomene aus der teilnehmenden Perspektive. Ein derartiges Erkenntnisinteresse ist nicht identisch mit dem alltäglichen Blick der Teilnehmer. Während diese üblicherweise daran interessiert sind, ihre handlungspraktischen Probleme

zu lösen, konzentriert sich der ethnographische Blick auf jene Aspekte der Wirklichkeit, die diese gleichsam als selbstverständlich voraussetzen [...].“ (vgl. Lüders 2010, S. 390)

Nicht zu verwechseln ist die Ethnografie mit der Ethnologie, also mit der Völkerkunde, die bereits seit dem 19. Jahrhundert darauf abzielte, *fremde* Völker und Kulturen zu beschreiben. Ethnografie hingegen zielt im Allgemeinen auf die Erforschung von Subkulturen der *eigenen* Gesellschaft. Dies haben wir in Kapitel 1.3 bereits bei den Studien der Chicago School gesehen, und auch im vorliegenden Kapitel befassen wir uns eben mit der Lebenswelt des österreichischen Industriedorfs Marienthal – und nicht etwa mit derjenigen eines asiatischen oder afrikanischen Naturvolks.

Wenn wir die Lebenswelt von Menschen untersuchen wollen, stehen uns im Prinzip drei mögliche Ansatzpunkte zur Verfügung: wir können Interviews in ihren verschiedenen Formen führen, wir können Dokumente und Statistiken analysieren und wir können nach Wegen suchen, an ihrer „Alltagspraxis möglichst längerfristig teilzunehmen und mit ihr vertraut zu werden“ (ebd., S. 384 f.). Ethnografie verfügt somit nicht über eine eigene, spezifische Erhebungsmethode, sondern wendet ganz im Stile der Marienthal-Studie vielmehr alle Methoden an, die in diesem Lehrbuch thematisiert werden – und analysiert darüber hinaus beispielsweise auch audiovisuelle Aufzeichnungen, Fotografien und/oder materiale Objekte. Diese facettenreiche Forschungsstrategie verspricht dabei einen vergleichsweise unmittelbaren Zugang zum Untersuchungsgegenstand:

„Die meisten Methoden der Sozialwissenschaften pflegen einen sehr indirekten Zugang zu ihrem Gegenstand. Im Regelfall werden soziale Prozesse, Handlungen und Personen durch Aussagen über [...] Ereignisse rekonstruiert [...] Im Unterschied dazu zählt die Ethnographie zu den Methoden, in denen sich die Forschenden einen unmittelbaren Zugang zum Gegenstand suchen. ‚Unmittelbar‘ bedeutet hier [...] dass sich Forscher und Erforschte auf dem ‚Feld‘ der Erforschten begegnen.“ (Knoblauch 2014, S. 523)

Von großer Bedeutung für das Gelingen ethnografischer Forschung sind insbesondere die von Lüders angesprochene *längerfristige* Teilnahme sowie das von Jahoda und Zeisel genannte Sich-Einlassen auf die zu erforschende Subkultur. Letzteres geht dabei auch mit einer Anpassung des/der Forschenden an die Gegebenheiten des untersuchten Feldes einher:

„Ethnographisch Daten zu gewinnen heißt neben anhaltender Beobachtung eben auch an der alltäglichen Lebenspraxis im Feld aktiv teilzunehmen, die Menschen im Feld als Expertinnen ihrer eigenen Lebenspraxis in informellen Gesprächen wie in förmlichen Interviews zu befragen, die räumlich-dingliche Konstellation des Feldes zu analysieren und

alle Arten von Dokumenten aus dem Feld und über das Feld zu sammeln.“ (Strübing 2013, S. 53)

Der/die ethnografisch Forschende muss im Feld also auch in methodischer Hinsicht immer wieder spontan entscheiden, wann sich beispielsweise die Gelegenheit für ein Interview ergibt und in welchen Situationen er/sie teilnehmende Beobachtungen durchführen möchte. Schauen wir uns letztere Erhebungsmethode im Folgenden etwas genauer an.

2.2.2 Teilnehmende Beobachtung

Die teilnehmende Beobachtung wurde von Beginn an in der Ethnologie und der Kulturanthropologie eingesetzt. Als die Soziologen der Chicago School damit begannen, sich für verschiedenste Subkulturen ihrer Gesellschaft zu interessieren, wurde sie schließlich auch als Erhebungsmethode der qualitativen Sozialforschung etabliert. Daher postulieren Aglaja Przyborski und Monika Wohlrab-Sahr (2008, S. 53) heute mit einem Ausrufezeichen versehen: „Qualitative Forschung ist Feldforschung!“ Gleichwohl hat die teilnehmende Beobachtung einen nach wie vor eigentümlichen Stellenwert: Einerseits wird sie eher selten exklusiv praktiziert, während die verschiedenen Formen des Interviews mittlerweile zur gängigen Form der Datenerhebung avanciert sind. Andererseits ist sie ausgesprochen grundlegend, da wir als Forschende während der Datenerhebungsphase immer auch beobachten – nicht umsonst hatten wir eingangs darauf verwiesen, dass Ende des 19. Jahrhunderts bereits Émile Durkheim die Beobachtung als zentrale Methode der neu entstandenen Wissenschaft Soziologie hervorgehoben hatte. Jegliche Form der empirischen Sozialforschung ist daher immer auch teilnehmende Beobachtung: Man kann die soziale Wirklichkeit nicht erforschen, ohne selbst Teil von ihr zu sein (vgl. Hammersley und Atkinson 1983).

Bestimmte Forschungsfragen lassen die teilnehmende Beobachtung dabei in besonderer Weise gegenstandsangemessen erscheinen. Immer dann, wenn ich mich als Forscher/in beispielsweise für Routinehandeln interessiere, stoße ich schnell an die Grenzen der Erhebungsmethode Interview. Dies liegt daran, dass Routinehandeln nur bedingt mit einem intentionalen subjektiven Sinn verknüpft ist. Den allmorgendlichen Weg zur Arbeit beispielsweise habe ich vermutlich nur vor seiner ersten Bewältigung anhand mehr oder minder rationaler Überlegungen ausgewählt. Seither jedoch lege ich ihn immer in gleicher Art und Weise zurück – ohne mir dabei bewusst zu machen, warum ich dies eigentlich genau so und nicht anders tue. Dies trifft im Prinzip auf all unsere Routinen zu – oder können Sie mir sagen, wie und warum Sie Ihre Zahnbürste heute Morgen dort abge-

legt haben, wo Sie sie abgelegt haben? Würde ich Sie in einem Interview nun aber nach Ihrer Arbeitsweg- oder Zahnputzroutine fragen, würde ich Sie in die etwas missliche Lage bringen, einen Prozess schildern zu müssen, der Ihnen nicht völlig bewusst geworden ist. Ich würde Sie im Zweifelsfall zu einer rationalen Begründung nötigen, die jedoch nicht Grundlage Ihres Handelns war. Selbst wenn eine Routinehandlung also durchaus bewusst gemacht werden kann, würde ich bei einem Interview nichts über die Routinehandlung selbst herausfinden, sondern lediglich etwas über das bewusste Nachdenken über eine Routinehandlung. Das jedoch wäre dann ein anderer Untersuchungsgegenstand und ich hätte eine nicht gegenstandsangemessene Erhebungsmethode gewählt. Grundsätzlich ist eine teilnehmende Beobachtung daher geeigneter zur Erforschung von Routinehandeln als ein Interview.

Wie eine teilnehmende Beobachtung in der Forschungspraxis ablaufen kann, werden Sie im folgenden Abschnitt anhand von Beispielen aus der Marienthal-Studie sehen. Einige zentrale methodologische Aspekte möchte ich jedoch zuvor auf einer abstrakteren Ebene zusammenfassen. Zunächst kann man mit den literarischen Worten der Sozialforscherinnen Cornelia Thierbach und Grit Petschick (2014, S. 855) wohl sagen, dass sich der bzw. die Beobachtende dem Untersuchungsgegenstand „mit allen Sinnen“ nähert. In Zentrum seines bzw. ihres Forschungsinteresses stehen dabei in erster Linie prozessbezogene Wie-Fragen. Um die legändere ethnografische Ausgangsfrage zu zitieren, die Clifford Geertz zugeschrieben wird, geht es zunächst um die Beantwortung der Frage: „What the hell is going on here?“ (zitiert nach Amann und Hirschauer 1997, S. 20). Das fragen wir uns auch im Alltag sicherlich immer wieder; Beobachten ist nämlich auch eine Alltagskompetenz. Im Gegensatz zu Alltagsbeobachtungen weisen wissenschaftliche Beobachtungen aber eine größere Systematik auf, da sie stets auf eine Forschungsfrage ausgerichtet sind:

„Das maßgebliche Kennzeichen der teilnehmenden Beobachtung ist der Einsatz in der natürlichen Lebenswelt der Untersuchungspersonen. Der Sozialforscher nimmt am Alltagsleben der ihn interessierenden Personen und Gruppen teil und versucht durch genaue Beobachtung etwa deren Interaktionsmuster und Wertvorstellungen zu explorieren und für die wissenschaftliche Auswertung zu dokumentieren.“ (Lamnek 2010 S. 549)

James P. Spradley (1980) unterscheidet drei Phasen einer teilnehmenden Beobachtung:

- 1) Zunächst nimmt der/die Forschende eine breit angelegte Perspektive ein, um sein Untersuchungsfeld möglichst umfänglich zu erfassen und analytisch zu beschreiben.

- 2) In einem zweiten Schritt wird die Beobachtung immer stärker auf diejenigen Aspekte fokussiert, die zur Beantwortung der Forschungsfrage relevant erscheinen.
- 3) In einem dritten Schritt tritt der/die Forschende in die Phase der selektiven Beobachtung ein, wenn er entscheidet, welche Aspekte – auch unter Zuhilfenahme weiterer Datensorten, beispielsweise von Interviews – genauer untersucht werden sollen.

Die große Herausforderung – man könnte mit einigem Recht auch sagen: das grundlegende Dilemma (vgl. Lamnek 2010, S. 632 ff.) – für teilnehmende Beobachter/innen besteht dabei darin, dass sie einerseits eine analytische Distanz zum untersuchten Feld wahren müssen, um nach wissenschaftlichen Maßstäben forschen zu können (vgl. Lüders 2010, S. 386). Zugleich aber müssen sie sich aber an die Bedingungen des Feldes insofern anpassen, dass sie sozial und kulturell konform handeln – letztlich auch, um das Vertrauen der Akteure zu gewinnen, die sie beobachten möchten. Bereits in den 1960er Jahren hatte Severyn T. Bruyn daher in seinem klassischen Standardwerk zur teilnehmenden Beobachtung geschrieben:

„The participant observer shares in the life activities and sentiments of people in face-to-face relationships. [...] Corollary: The role of the participant observer requires both detachment and personal involvement.“ (Bruyn 1966, S. 13f.)

Eine gewisse Distanz zwischen dem/der Forschenden und den Akteuren im Feld ist dabei auch notwendige Voraussetzung für die Aufgeschlossenheit, mit der letztere uns begegnen. Dies wurde uns auch im Zuge unserer bereits thematisierten Pilger-Studie noch einmal deutlich bewusst. So waren wir nämlich ausgesprochen überrascht, mit welcher Offenheit und in welcher Ausführlichkeit uns die interviewten Pilger/innen von sensiblen und intimen Dingen berichteten. So paradox es zunächst klingen mag: Diese Vertrautheit wurde sicherlich auch durch unsere distanzierte Rolle als Forschende befördert. Letztendlich ist es ja nämlich sogar leichter, einem Fremden von persönlichen Dingen zu berichten, weil man annehmen kann, dass man diesen nie wiedertrifft. Die Offenbarung hat mithin keine unmittelbaren sozialen Folgen, wie es beispielsweise der Fall wäre, wenn ich Nachbarn oder Kollegen ähnliche Dinge berichte.

In Hinblick auf das Verhältnis von Identifikation mit dem Feld und Distanz zu den beobachteten Akteuren lassen sich vier Beobachterrollen unterscheiden:

- *Vollständiger Teilnehmer:* Der/die Forschende identifiziert sich in diesem Fall völlig mit dem untersuchten Feld und verliert jegliche Distanz zu den Akteuren. Dabei besteht die Gefahr, die Prinzipien und Gütekriterien der qualitati-

ven Sozialforschung aufzugeben, was auch als ‚going native‘ bezeichnet wird. Problematisch ist die vollständige Teilnahme in zweierlei Hinsicht: Zum einen kann der/die Beobachter/in nicht mehr beobachten, weil er bzw. sie im Feld handeln muss. Zum anderen besteht die Gefahr, dass er bzw. sie in Konflikte involviert wird, welche die Aufrechterhaltung einer werturteilsfreien Analyse erschweren. Feldnotizen und Beobachtungsprotokolle können diesbezüglich hilfreich sein, um die eigene Rolle im Feld zu reflektieren. Sie sollten daher immer wieder auch in Hinblick darauf durchgesehen werden, ob sich die eigene Rolle im Feld verändert hat (vgl. Thierbach und Petschick 2014, S. 864).

- *Teilnehmer als Beobachter:* Der/die Forschende legt sein bzw. ihr Hauptaugenmerk auch in diesem Fall auf die Teilnahme, also auf das Handeln im Feld. Gleichzeitig gewinnt die distanzierte Beobachtung jedoch an Bedeutung, was die Gefahr des going native reduziert.
- *Beobachter als Teilnehmer:* Der/die Forschende ist nun in erster Linie Beobachter/in. Dies schließt zwar die Gefahr des going native aus; umgekehrt kann eine fehlende Identifikation mit den im Feld handelnden Akteuren aber eine sinnverstehende Interpretation der Beobachtungen erschweren.
- *Vollständiger Beobachter:* In diesem Fall wird das Potenzial der Unmittelbarkeit einer teilnehmenden Beobachtung verschenkt. Die Gefahr von Missverständnissen durch Ethnozentrismus, also durch eine Voreingenommenheit gegenüber dem fremden Feld, ist dabei ausgesprochen hoch.

Zentrale Erhebungsinstrumente während einer teilnehmenden Beobachtung sind Feldnotizen und Beobachtungsprotokolle. Sie sollten regelmäßig, zeitnah und möglichst detailliert verfasst werden. Wichtig zu beachten ist, dass die beobachteten Handlungen und Prozesse beim Schreiben von Feldnotizen und Beobachtungsprotokollen in Sprache transformiert werden (vgl. Hirschauer 2001). Im Gegensatz zur Tonbandaufzeichnung eines Interviews und seiner exakten Transkription beinhalten sie daher immer auch rekonstruktive und interpretative Elemente:

„Beobachtungsprotokolle als Grundlage von Ethnographien können deshalb nicht als getreue Wiedergaben oder problemlose Zusammenfassungen des Erfahrenen begriffen werden, sondern müssen als das gesehen werden, was sie sind: Texte von Autoren, die mit den ihnen jeweils zur Verfügung stehenden sprachlichen Mitteln ihre ‚Beobachtungen‘ und Erinnerungen nachträglich sinnhaft verdichtet, in Zusammenhänge einordnen und textförmig in nachvollziehbare Protokolle gießen.“ (Lüders 2010, S. 396)

Wir hatten bereits festgestellt, dass die Subjektivität des/der Forschenden während der Analyse stets reflektiert werden muss. Dies ist im Falle einer teilnehmenden

Beobachtung von besonderer Bedeutung, weil die Möglichkeit der methodischen Kontrolle hier verhältnismäßig gering ist:

„Instrumente der Beobachtung sind ja weitgehend die Forscher selbst. Sie stehen oft mitten im sozialen Feld, das sie beobachten sollten, wobei ihre Beobachtung nicht voraussetzungslos geschehen kann. Versuchen wir die Schwierigkeiten, die wir bei der Beobachtung zu überwinden haben, in einem Satz darzustellen: Wir glauben nur, was wir sehen – leider sehen wir nur, was wir glauben wollen.“ (Atteslander 2010, S. 138)



Verfassen von Feldnotizen und Beobachtungsprotokollen

Das Verfassen von Feldnotizen und Beobachtungsprotokollen sollte möglichst regelmäßig, zeitnah und detailliert erfolgen. Weitere hilfreiche Hinweise finden Sie in den folgenden Publikationen:

Emerson, Robert M., Rachel Fretz, und Linda L. Shaw. 2011. Writing Ethnographic Fieldnotes. Chicago: University Press.

Geertz, Clifford. 1995/1983. Dichte Beschreibung. 4. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Die Exaktheit von Feldnotizen und Beobachtungsprotokollen schützt im Übrigen – frei nach Gerhard Mackenroth (1952, S. 101) – vor Sinnlosigkeit nicht. Dies macht uns das folgende zwar exakte, aber eben nicht am Sinnverstehen orientierte Beobachtungsprotokoll deutlich:

„23 Menschen bewegen sich für die Dauer von 1,5 Stunden innerhalb eines rechteckigen Feldes von etwa 100m Seitenlänge mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 8 Metersekunden und halten eine mit Luft gefüllte Lederhülle in ständiger Bewegung. Sie haben während dieses Zeitraums im Durchschnitt 296 mal Berührung mit dem Lederobjekt, 183 mal mit dem rechten Fuß, 106 mal mit dem linken Fuß, 7 mal mit dem Kopf.“

Der teilnehmende Beobachter – vermutlich ein „vollständiger Beobachter“ – hat sein Beobachtungsprotokoll sehr wohl detailliert und fehlerfrei verfasst. Gleichwohl jedoch hat er in keinsten Weise den subjektiven Sinn der im Feld handelnden Akteure rekonstruieren können. Wir lernen durch seinen ethnografischen Bericht daher ausgesprochen wenig über das soziale Phänomen Fußball und sollten festhalten: Beobachtung und Sinnverstehen sind zwei Seiten derselben Medaille – der

teilnehmenden Beobachtung. Andersherum kann das Verstehen eines sozialen Feldes aber auch nicht durch vollständige Identifikation mit dem Feld erfolgen. Dann nämlich würden die beobachteten Phänomene letztlich selbstverständlich und banal erscheinen. Der Forschende muss vielmehr, um es noch einmal zu betonen, reflexiv agieren und ein angemessenes Verhältnis von Identifikation und Distanz finden (vgl. Lamnek 2010, S. 551).

2.3 Die Ergebnisse: Eine müde Gemeinschaft

Um die Untersuchungsergebnisse der Marienthal-Studie im Folgenden holzschnittartig zusammenzufassen, lohnt zunächst ein Blick in die bilanzierende Rückschau eines ihrer Protagonisten. Annähernd fünf Jahrzehnte nach Abschluss der Untersuchung hebt Paul F. Lazarsfeld (Barton und Lazarsfeld 1979, S. 78) die folgenden vier „überraschenden Beobachtungen“ hervor:

- Obwohl die Arbeitslosen von Marienthal mehr Zeit hatten, nutzten sie immer seltener die öffentliche Bibliothek.
- Obwohl die Arbeitslosen unter ihrer ökonomischen Situation litten, sank ihr politisches Engagement.
- Arbeitslose machten weniger Versuche, in anderen Orten Arbeit zu finden, als Menschen, die noch Arbeit hatten.

Dass Lazarsfeld in diesem Zusammenhang von „überraschenden *Beobachtungen*“ spricht – und nicht etwa von Untersuchungsergebnissen oder von der Interpretation empirischer Daten – ist für sich genommen bereits bemerkenswert. Seine Wortwahl nämlich weist darauf hin, dass die Studie in weiten Teilen auf einer deskriptiv-ethnografischen Ebene verbleibt und nur punktuell nach einem analytischen Anschluss an theoretische Konzepte sucht. Folgerichtig beginnt die Publikation denn auch mit einer ausführlichen Beschreibung der Lebensverhältnisse in Marienthal in Form eines ethnografischen Berichts. Dabei beleuchten die Autor/innen beispielsweise die drastisch veränderten Essgewohnheiten der arbeitslosen Marienthaler Bevölkerung. Diese werden einerseits in Form statistischer Auswertungen dargestellt, also anhand quantitativer Daten. Am Tag vor der Auszahlung der Arbeitslosenunterstützung etwa bekam nur die Hälfte der Schulkinder ein „ausreichendes Gabelfrühstück“ mit zum Unterricht; die andere Hälfte hingegen lediglich trockenes Brot. Am Tag nach der Auszahlung verfügten dann jedoch wieder 95 Prozent der Schulkinder über eine adäquate Mahlzeit (vgl. Jahoda et al. 1933, S. 37). Andererseits werden die Essgewohnheiten in Form von bei-

spielhaften Zitaten aus Experten- und narrativen Interviews illustriert, also unter Rückgriff auf qualitative Daten:

„Immer wieder verschwinden Katzen. Die Katze von Herrn H. ist erst vor wenigen Tagen verschwunden. Katzenfleisch ist sehr gut. Auch Hunde werden gegessen. [...] Erst vor wenigen Tagen bekam ein Mann von einem Bauern einen Hund geschenkt, unter der Bedingung, daß er ihn schmerzlos erschlägt. Er lief überall herum um ein Geschirr für das Blut und bekam schließlich eines, dafür mußte er ein Stück Hundefleisch hergeben. Das Geschirr war von der Familie A.“ (Arbeitsloser zitiert nach Jahoda et al. 1933, S. 45)

Schließlich werden in Bezug auf die Essgewohnheiten auch detaillierte Speise- und Budgetpläne der untersuchten Familien abgedruckt (vgl. ebd., S. 46 ff.). In einer ersten Interpretation dieser Daten wird Marienthal von den Autor/innen als „müde Gemeinschaft“ charakterisiert, die von Apathie, geringerem gesellschaftlichen Engagement und erhöhtem Misstrauen gegenüber Mitmenschen geprägt ist: „[H]ier leben Menschen, die sich daran gewöhnt haben, weniger zu besitzen, weniger zu tun und weniger zu erwarten, als bisher für die Existenz als notwendig angesehen wurde“ (ebd., S. 55). Empirisch untermauert wird die These von der „müden Gemeinschaft“ durch eben jene Befunde, die auch Lazarsfeld in seiner Rückschau hervorgehoben hatte. Detailliert erläutert werden in der Publikation beispielsweise die folgenden Daten:

- Die Anzahl der in der öffentlichen Bibliothek entliehenen Bücher war zwischen 1929 und 1931 um knapp die Hälfte zurückgegangen (vgl. ebd., S. 57).
- Die Abonnentenzahl der „Arbeiterzeitung“ war zwischen 1927 und 1930 um 60 Prozent gesunken; diejenige des „Kleinen Blatts“ um 27 Prozent (vgl. ebd., S. 58).
- Die Zahl der Mitglieder im Turn- bzw. Gesangsverein war zwischen 1927 und 1931 um jeweils mehr als die Hälfte zurückgegangen; diejenige der Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei um ein Drittel (vgl. ebd., S. 59).

Auch im Zusammenhang mit der „müden Gemeinschaft“ werden über diese quantitativen Daten hinaus qualitative Daten angeführt – beispielsweise das folgende Zitat aus einem Experteninterview mit dem Obmann der Theatersektion:

„Wenn man vom Jahre 1929 absieht, so ist eigentlich der größte Unterschied zu früher der, daß bei den Spielern nicht mehr die richtige Begeisterung herrscht. Man muß sie zwingen zum Spielen, sie haben wegen der Not nicht mehr den Kopf bei der Sache. Einige gute Spieler sind abgewandert. Trotzdem jetzt viel mehr Zeit ist, ist nicht mehr die rich-

tige Lust vorhanden. Die Theatersektion wird deshalb nicht zugrunde gehen, aber man muß sich halt viel mehr anstrengen, daß man aus den Leuten etwas herausbringt.“ (zitiert nach ebd., S. 57)

Um in einem nächsten Schritt die „Haltung“ der Arbeitslosen von Marienthal zu erfassen, wählten die Forscher/innen ein bis heute originelles, aber eben auch ungewöhnliches und reflexionsbedürftiges Untersuchungsdesign: Sie organisierten eine Kleidersammlung und besuchten zunächst 100 Familien, um zu erfragen, welche Kleidungsstücke am dringendsten benötigt würden. Im Anschluss an diese Besuche wurden Beobachtungs- und Gesprächsprotokolle angefertigt. Als die gespendeten Kleider dann verteilt wurden, wurden darüber hinaus Teilnehmer/innen für ausführliche narrative Interviews akquiriert. Dieselben Personen wurden schließlich auch bei anderen Gelegenheiten teilnehmend beobachtet – beispielsweise bei politischen Versammlungen oder im Rahmen der ebenfalls von der Forschergruppe veranstalteten Tanz-, Schnittzeichen- und Erziehungsberatungskurse. Durch dieses methodische Vorgehen haben die Forscher/innen also einen durchaus großen Einfluss auf ihren Untersuchungsgegenstand genommen. Dies werden wir im folgenden Abschnitt anhand der Gütekriterien qualitativer Sozialforschung noch einmal kritisch hinterfragen. Schauen wir zunächst jedoch, welche Interpretationen aus den auf diese Weise erhobenen Daten gezogen wurden: „Daraus und aus dem Spezialmaterial (Eßverzeichnisse, Zeitverwendungsbögen usw.) entstand dann eine ausführliche Lebensbeschreibung jeder Familie [...]“ (ebd., S. 65). Zunächst entwickelten die Forscher/innen also Fallportraits, aus denen sie sodann eine Typologie von vier Haltungsgruppen abstrahierten:

- *Die Resignierten (48 Prozent):* „Das gleichmütig erwartungslose Dahinleben, die Einstellung: man kann ja doch nichts gegen die Arbeitslosigkeit machen, dabei eine relativ ruhige Stimmung, sogar immer wieder auftauchende heitere Augenblicksfreude, verbunden mit dem Verzicht auf eine Zukunft, die nicht einmal mehr in der Phantasie als Plan eine Rolle spielt, schien uns am besten gekennzeichnet durch das Wort ‚Resignation.‘“ (ebd., S. 70)
- *Die Ungebrochenen (16 Prozent):* „Ihre Haushaltsführung ist ebenso geordnet wie die der Resignierten, aber ihre Bedürfnisse sind weniger reduziert, ihr Horizont ist weiter, ihre Energie größer.“ (ebd., S. 71)
- *Die Verzweifelten (11 Prozent):* „Diese Menschen sind völlig verzweifelt, und nach dieser Grundstimmung erhielt die Verhaltensgruppe ihren Namen. Wie die Ungebrochenen und Resignierten halten auch sie in ihrem Haushalt noch Ordnung, pflegen auch sie ihre Kinder.“ (ebd., S. 71)
- *Die Apathischen (25 Prozent):* „Mit apathischer Indolenz läßt man den Dingen ihren Lauf, ohne den Versuch zu machen, etwas vor dem Verfall zu retten. [...]“

Das Hauptkriterium für diese Haltung ist das energielose, tatenlose Zusehen. Wohnung und Kinder sind unsauber und ungepflegt, die Stimmung ist nicht verzweifelt, sondern indolent.“ (ebd., S. 71 f.)

Wir sehen also, dass empirische Daten ganz im Sinne der Prinzipien qualitativer Sozialforscher verdichtet und interpretiert werden, um ein theoretisches Modell zu entwickeln – eben eine Typologie, für die abstrakte Typenbeschreibungen formuliert werden (vgl. Kap. 4.5). Gleichwohl ist auch hier eine eher quantitative Forschungslogik erkennbar: Zum einen wird die Häufigkeit des Vorkommens der vier Typen in der sozialen Realität durch Prozentangaben quantifiziert. Zum anderen scheint die typische Haltung der Arbeitslosen abhängig zu sein von der ökonomischen Situation der jeweiligen Familien. So verfügen die „Ungebrochenen“ nämlich über durchschnittlich 34 Schilling Einkommen pro Monat und Verbrauchseinheit, die „Resignierten“ über 30, die „Verzweifelten“ über 25 Schilling und die „Apathischen“ über lediglich 19 Schilling (vgl. ebd., S. 96):

„Die Verschlechterung der ökonomischen Lage bringt also eine im Mittel fast errechenbare Veränderung der Stimmung mit sich. Diese Wirkung wird noch dadurch erhöht, daß ja im Zusammenhang damit auch die Gesundheit sich verschlechtern. Es scheint ein ganz unmittelbarer Zusammenhang zwischen Einkommen und Gesundheit zu bestehen.“ (ebd., S. 97)

Die Typologie kann daher nicht nur als ein statisches Nebeneinander distinkter Haltungen gelesen werden, sondern auch als Prozess: als „Stadien eines psychischen Abgleitens, an dessen Ende Verzweiflung und Apathie stehen“ (ebd., S. 102). Diese Lesart ruft uns noch einmal den sozialpsychologischen Hintergrund der Autor/innen in Erinnerung. Aus einer eher psychologischen Perspektive wird denn auch das Zeiterleben der Arbeitslosen von Marienthal betrachtet:

„Losgelöst von ihrer Arbeit und ohne Kontakt mit der Außenwelt, haben die Arbeiter die materiellen und moralischen Möglichkeiten eingeüßt, die Zeit zu verwenden. Sie, die sich nicht mehr beeilen müssen, beginnen auch nichts mehr und gleiten allmählich ab aus einer geregelten Existenz ins Ungebundene und Leere.“ (ebd., S. 83)

Die These von einem veränderten Zeiterleben wird zunächst durch Beobachtungen belegt. Diese werden diesmal jedoch nicht teilnehmend, sondern verdeckt durchgeführt, münden gleichwohl aber erneut in einem typisch ethnografischen Bericht:

„Viele Stunden stehen die Männer auf der Straße herum, einzeln oder in kleinen Gruppen; sie lehnen an der Hauswand, am Brückengeländer. Wenn ein Wagen durch den Ort fährt, drehen sie den Kopf ein wenig; mancher raucht eine Pfeife. Langsame Gespräche werden

geführt, für die man unbegrenzt Zeit hat. Nichts mehr muß schnell geschehen, die Menschen haben verlernt, sich zu beeilen.“ (ebd., S. 83)

Einige Aufmerksamkeit erreichte die Marienthal-Studie in diesem Zusammenhang erneut durch ein ungewöhnliches Erhebungsinstrument: Die Forscher/innen maßen die Gehgeschwindigkeit der Marienthaler. Dabei stellten sie einerseits fest, dass Männer deutlich langsamer gingen als Frauen (vgl. Tab. 2.2).

Tabelle 2.2 Gehgeschwindigkeit der Marienthaler/innen

	Männer	Frauen
5 km/h	7	10
4 km/h	8	3
3 km/h	18	4

Quelle: Jahoda et al. 1933, S. 84. Leicht modifiziert.

Andererseits blieben die beobachteten Männer auf der gerade einmal 100 Meter langen Dorfstraße deutlich häufiger stehen – die meisten ganze drei Mal (vgl. Tab. 2.3).

Tabelle 2.3 Häufigkeit des Stehenbleibens auf der Dorfstraße

	Männer	Frauen
3 × und mehr	39	3
2 ×	7	2
1 ×	16	15
0 ×	6	12

Quelle: Jahoda et al. 1933, S. 83. Leicht modifiziert.

Auf diese verdeckte Beobachtung stützen die Forscher/innen ihre These vom „doppelten Zeiterleben“ für Frauen und Männer:

„Doppelt verläuft die Zeit in Marienthal, anders den Frauen und anders den Männern. Für die letzteren hat die Stundeneinteilung längst ihren Sinn verloren. Aufstehen – Mittagessen – Schlafengehen sind die Orientierungspunkte, die übriggeblieben sind.“ (ebd., S. 84)

Dies gilt wohlgermerkt nur für die arbeitslos gewordenen Männer; Frauen hingegen sind nach wie vor mit der Führung des Haushalts und der Versorgung der Kinder beschäftigt:

„So ist der Tag für die Frauen von Arbeit erfüllt: Sie kochen und scheuern, sie flicken und versorgen die Kinder, sie rechnen und überlegen und haben nur wenig Muße neben ihrer Hausarbeit, die in dieser Zeit eingeschränkter Unterhaltsmittel doppelt schwierig ist.“
(*ebd.*, S. 90)

Ein weiteres Erhebungsinstrument, das von den Forschenden in Marienthal eingesetzt wurde, stellen sogenannte Zeitverwendungsbögen dar. In Form eines standardisierten Formulars wurden die Teilnehmenden gebeten, stundenweise anzugeben, was sie zu einer bestimmten Tageszeit getan hatten. Aus einem dieser Zeitverwendungsbögen stammt auch das legendäre Zitat „Einstweilen wird es Mittag“, das als Titel für die Verfilmung der Marienthal-Studie diente. Ein Arbeitsloser Mann wusste seine Tätigkeit während 10.00 und 11.00 Uhr nämlich nicht anders zu beschreiben, als mit eben jenen Worten (vgl. Tab. 2.4).

Tabelle 2.4 Zeitverwendungsbogen eines Arbeitslosen

Zeit	Tätigkeit
06.00–07.00 Uhr	Stehe ich auf
07.00–08.00 Uhr	Wecke ich die Buben, da sie in die Schule gehen müssen
08.00–09.00 Uhr	Wenn sie fort sind, gehe ich in den Schuppen, bringe Holz und Wasser herauf
09.00–10.00 Uhr	Wenn ich hinaufkomme, fragt mich meine Frau, was sie kochen soll; um dieser Frage zu entgehen, gehe ich in die Au
10.00–11.00 Uhr	Einstweilen wird es Mittag
11.00–12.00 Uhr	(leer)
12.00–13.00 Uhr	1 Uhr wird gegessen, da die Kinder aus der Schule kommen
13.00–14.00 Uhr	Nach dem Essen wird die Zeitung durchgesehen
14.00–15.00 Uhr	Bin ich hinunter gegangen
15.00–16.00 Uhr	Zum Kaufmann gegangen
16.00–17.00 Uhr	Beim Baumfällen im Park zugeschaut, schade um den Park
17.00–18.00 Uhr	Nach Hause gegangen
18.00–19.00 Uhr	Dann nachtmahlten wir, Nudeln in Gries geröstet
19.00–20.00 Uhr	Schlafen gegangen

Quelle: Jahoda et al. 1933, S. 84 f. Leicht modifiziert.

Nicht ohne Pathos, aber eben auch mit einer methodologischen Reflexion schließt der ethnografische Bericht von Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel:

„Damit sind wir an die Grenze unserer Fragestellung und unserer Methodik gekommen, die auf das Allgemeine und das Charakteristische gerichtet war. Wir haben als Wissenschaftler den Boden Marienthals betreten: wir haben ihn verlassen mit dem Wunsch, daß die tragische Chance solchen Experiments bald von unserer Zeit genommen werde.“ (ebd., S. 112)

Auch wir wollen das Untersuchungsdesign der Marienthal-Studie im Folgenden anhand zweier ausgewählter Gütekriterien qualitativer Sozialforschung reflektieren. Zuvor jedoch seien ihre drei zentralen Untersuchungsergebnisse noch einmal zusammengefasst:



Zentrale Untersuchungsergebnisse der Marienthal-Studie

Marienthal wird von den Forschenden als „müde Gemeinschaft“ charakterisiert. Diese umfasst vier Haltungstypen: die Resignierten, die Ungebrochenen, die Verzweifelten und die Apathischen. Das Zeiterleben verändert sich insbesondere bei arbeitslosen Männern: Für sie verliert die Tagesstruktur an Bedeutung.

2.4 Reflexion: Empirische Verankerung und reflektierte Subjektivität

Nach unserem kurzen Blick auf Methodik und Ergebnisse der Marienthal-Studie stechen in erster Linie zwei Gütekriterien qualitativer Sozialforschung ins Auge, die wir in Kapitel 1.6 zunächst abstrakt erläutert haben und nun anhand eines konkreten Forschungsbeispiels näher beleuchten können: die empirische Verankerung und die reflektierte Subjektivität. Wir sollten uns dabei noch einmal vergegenwärtigen, dass nicht nur das Untersuchungsdesign einer Studie gegenstandsangemessen sein muss, sondern immer auch die für ihre Beurteilung relevanten Gütekriterien. Diese nämlich müssen je nach Fragestellung, Untersuchungsgegenstand und angewandter Methode konkretisiert, modifiziert und ggf. ergänzt werden (vgl. Bohnsack 2005, S. 65). Für uns bedeutet dies: Wenn wir am Ende eines jeden Kapitels die dort jeweils vorgestellte Studie einer methodologischen Reflexion unterziehen, so ist dies keinesfalls als abschließende und allein-

gültige Rezension zu verstehen. Vielmehr geht es uns darum, anhand konkreter Forschungsbeispiele herauszuarbeiten, was prinzipiell die Güte einer qualitativen Studie ausmacht.

Empirische Verankerung

Wir hatten bereits herausgearbeitet, dass die im Zuge qualitativer Sozialforschung entwickelten theoretischen Modelle stets in den erhobenen empirischen Daten begründet und verankert sein müssen (vgl. Kap. 1.6). Theoretische Modelle, beispielsweise also entwickelte Typologien, sollten stets „dicht an den Daten (z. B. den subjektiven Handlungsweisen der untersuchten Subjekte)“ sein (Steinke 2010, S. 328) und durch eine systematische Auswertung der Daten entwickelt werden. Wenn wir noch einmal an den Detailreichtum des ethnografischen Berichts denken, so scheint zunächst ganz fraglos, dass es sich bei den „Arbeitslosen von Marienthal“ um eine Studie handelt, die über eine ganz beträchtliche empirische Basis verfügt. Ganz im Gegenteil hatten wir bereits festgestellt, dass es ihr eher daran mangelt, ihre analytischen Abstraktionen an vorhandene Theorie anzuschließen. Um diesen allgemeinen Eindruck genauer überprüfen zu können, ziehe ich in Tab. 2.5 einige Aspekte heran, zu denen Ines Steinke (2010, S. 328 f.) und Uwe Flick (2014, S. 423 ff.) das Gütekriterium der empirischen Verankerung ausbuchstabiert haben.

Tabelle 2.5 Empirische Verankerung der Marienthal-Studie

Kriterium	Anforderungen	Anwendung
Kodifizierte Methoden	Die Verwendung kodifizierter Methoden gewährleistet eine Entwicklung theoretischer Modelle auf Basis empirischer Daten.	Kodifizierte Methoden liegen zum Zeitpunkt der Studie noch nicht vor, die Forschenden entwickeln diese vielmehr kreativ und originell.
Hinreichende Textbelege	Häufige Datenausschnitte, etwa Zitate, erlauben, die empirische Verankerung einzuschätzen.	Die Studie verwendet ausgesprochen viele illustrative Daten und Interviewzitate.
Analytische Induktion	Theoretische Modelle werden anhand eines Falls entwickelt und anhand weiterer Fälle getestet.	Interpretationen wie die „müde Gesellschaft“ gründen auf quantitativen Daten und werden durch qualitative Daten untermauert.
Kommunikative Validierung	Ergebnisse werden von den Untersuchten hinsichtlich ihrer Gültigkeit bewertet.	Eine kommunikative Validierung findet im Rahmen der Marienthal-Studie nicht statt.

In Anlehnung an: Steinke 2010, S. 328 f. und Flick 2014, S. 413 ff.

In Bezug auf Textbelege und analytische Induktion erfüllt die Marienthal-Studie das Gütekriterium der empirischen Verankerung in vorbildlicher und methodengeschichtlich bedeutsamer Weise. Problematischer scheinen hingegen ihre mangelnde Verwendung kodifizierter Methoden und die fehlende kommunikative Validierung zu sein. Diesbezüglich gilt es jedoch zu beachten, dass zum Zeitpunkt der Untersuchung am Beginn der 1930er Jahre schlicht noch keine etablierten Methoden der qualitativen Sozialforschung vorlagen. Vielmehr ging es den Forschenden ja gerade darum, diese in kreativer und bis heute origineller Weise zu entwickeln, um erstmals im deutschsprachigen Raum eine qualitative Forschungslogik auf einen Untersuchungsgegenstand anzuwenden. Die Studie stellt eben in der Tat den *ersten* Meilenstein qualitativer Sozialforschung dar. Darüber hinaus ist die kommunikative Validierung im methodologischen Diskurs keineswegs unumstritten (vgl. Flick 2014, S. 413 ff.). Fraglich ist nämlich, ob es den Teilnehmern sozialwissenschaftlicher Studien tatsächlich zuzumuten ist, die interpretativen Abstraktionen der von ihnen gelieferten Daten nachzuvollziehen. Dies aber wäre die Voraussetzung dafür, sie die Validität von Untersuchungsergebnissen beurteilen zu können. In forschungspraktischer Hinsicht schließt hier die Frage an, wann ein Untersuchungsergebnis als von den Untersuchten validiert gelten kann: Nur wenn alle ihm zustimmen, wenn die Mehrheit ihm zustimmt oder bereits wenn besonders relevante Experten aus dem Feld ihm zustimmen? Kommunikative Validierung kann daher nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen zur empirischen Verankerung einer Studie beitragen.

Reflektierte Subjektivität

In Bezug auf die reflektierte Subjektivität der in Marienthal Forschenden müssen wir festhalten, dass diese eine ausgesprochen hohe Identifikation mit den von ihnen untersuchten Akteuren aufweisen – beispielsweise weil sie in Eigenregie Kleidersammlungen, Ärztesprechstunden und verschiedene Kurse organisieren. Die Gefahr eines *going native* ist also durchaus beträchtlich. Schauen wir uns auch das Gütekriterium der reflektierten Subjektivität in Tab. 2.6 etwas genauer an.

Tabelle 2.6 Reflektierte Subjektivität in der Marienthal-Studie

Kriterium	Anforderungen	Anwendung
Selbstbeobachtung	Wenn Forschende sich selbst im Feld beobachten, lässt sich feststellen, ob ihre Distanz zu Verstehensbarrieren oder zu starker Identifikation mit den Untersuchten führt.	Eine Selbstbeobachtung findet in der Studie nicht statt, wird aber an späterer Stelle nachgeholt (vgl. Engler und Hasenjürgen 2002) und durch Supervisionen gewährleistet.
Persönliche Voraussetzungen	Nur wenn das methodische Vorgehen der Persönlichkeit der Forschenden entspricht, kann das Datenpotenzial ausgeschöpft werden.	Die Forschenden haben eine für sie ausgesprochen fremde Subkultur betreten. Die emotional aufgeladene Situation im Feld hat immer wieder auch zu Konflikten geführt (vgl. Brandauer 1988).
Vertrauensbeziehung	Nur wenn Vertrauen zwischen Forschenden und Untersuchten aufgebaut wird, werden letztere offen und umfänglich berichten.	Durch das hohe Engagement der Forschenden zur Verbesserung der Lebensbedingungen in Marienthal wurde viel Vertrauen aufgebaut.

In Anlehnung an: Steinke 2010, S. 331

Tatsächlich also wird man festhalten müssen, dass die in Marienthal Forschenden eine tendenziell zu große Nähe zu ihrem Untersuchungsgegenstand aufgebaut haben, die ihnen werturteilsfreie analytische Abstraktionen erschwert haben wird. Ob dies ihre Untersuchungsergebnisse in nicht vertretbarer Weise beeinflusst hat, lässt sich im Nachhinein jedoch freilich nicht feststellen. Die hohe Identifikation mit dem Untersuchungsfeld wurde außerdem dadurch kompensiert, dass sich die Forschenden auch während ihres Feldaufenthaltes regelmäßig zu Projektbesprechungen an der Universität Wien versammelt haben, die auch als eine Art Supervision fungiert haben könnten. Und schließlich kann man das Vorgehen der Forschergruppe mit dem Historiker Reinhard Müller auch als politisches Engagement und ethischen Anspruch lesen:

„Auch wenn diese Hilfeleistungen projektintern primär der Förderung des Kontakts zwischen den Forschenden und der ortsansässigen Bevölkerung dienten, zeugen sie doch von einem bemerkenswerten ethischen Anspruch, dem sich die Forscher und Forscherinnen des Marienthal-Projekts verpflichtet fühlten. Dies erklärt auch, warum Marie Jahoda zwei Jahre später nach Marienthal zurückkehrte, um hier ein Arbeitslosenhilfeprojekt zu organisieren [...].“ (Müller 2008, S. 295)

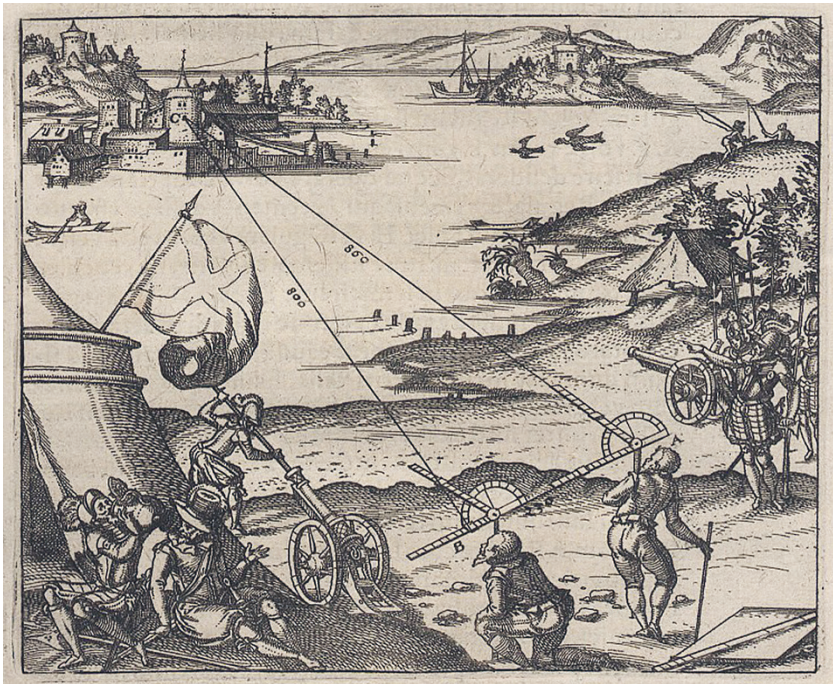
2.5 Exkurs: Triangulation

Wir haben gesehen, dass in der Marienthal-Studie eine ganze Reihe unterschiedlicher empirischer Daten aus ganz unterschiedlichen Quellen erhoben und ausgewertet wurde. Genau dies versteht man unter Triangulation. Einige Sozialforscher/innen verwenden für ein derartiges Untersuchungsdesign alternativ auch den Begriff ‚Methodenmix‘ – oder neudeutsch: ‚Mixed Methods‘. Wir werden jedoch sehen, dass die Bezeichnung ‚Triangulation‘ aus zwei Gründen angemessener ist: Zum einen versinnbildlicht die etymologische Herkunft dieses Begriffs das, was wir erreichen wollen, wenn wir in der qualitativen Sozialforschung triangulativ vorgehen. Zum anderen bedeutet Triangulation mehr als das Kombinieren – oder eben: ‚Mischen‘ – von Methoden. Darüber hinaus wird der Begriff ‚Mixed Methods‘ von einigen Autor/innen für die Kombination qualitativer und quantitativer Forschungslogiken innerhalb einer Studie reserviert (vgl. Tashakkori und Teddlie 1998).

Zunächst also einige Worte zur Etymologie: Der Begriff ‚Triangulation‘ stammt aus der Lehre von der Erdvermessung, der sogenannten Geodäsie (vgl. Blaikie 1991). Hier meint er ein Messverfahren, mit dessen Hilfe sich Längen und Flächen berechnen lassen. Diesem liegt die Erkenntnis zugrunde, dass eine bekannte Seite eines Dreiecks und die beiden daran angrenzenden Winkel genügen, um die Seitenlängen der beiden anderen Seiten des Dreiecks auf Basis trigonometrischer Formeln zu berechnen. Um uns diesen etwas abstrakten geometrischen Gedanken zu veranschaulichen, können wir den nebenstehenden Kupferstich (Abb. 2.1) aus dem frühen 17. Jahrhundert betrachten – aus einer Zeit also, in der das triangulative Messverfahren bereits bekannt war.

Nehmen wir nun also an, dass wir den in der oberen linken Ecke des Stiches abgebildeten Turm angreifen möchten. Um unsere Kanonen entsprechend ausrichten zu können, müssen wir allerdings seine genaue Entfernung kennen. Betrachten wir den Turm nur von einem einzigen Punkt des Schlachtfelds aus, wird seine Entfernung sich uns nicht unmittelbar erschließen. Deshalb gehen wir triangulativ vor: So wie es die beiden Soldaten am unteren rechten Rand des Bildes tun, betrachten wir den Turm von zwei unterschiedlichen Punkten aus. Wenn wir dabei die Entfernung zwischen den beiden Soldaten kennen und von ihren Positionen aus die jeweiligen (Blick)Winkel zum Turm messen, können wir eben die noch unbekannten Seiten des eingezeichneten Dreiecks und damit auch die Entfernung des Turms berechnen. Dadurch, dass wir ein und denselben Gegenstand aus zwei verschiedenen Perspektiven betrachten, erzielen wir mithin einen Erkenntnisgewinn – und genau dieses Prinzip der Triangulation können wir uns auch als empirische Sozialforscher/innen zunutze machen. Auch in den Sozialwissenschaften versteht man unter Triangulation nämlich die Erforschung eines

Abbildung 2.1 Prinzip der Triangulation



Kupferstich „Entfernungsvermessung“ von Leonhard Zubler und Kaspar Waser (1607). Gemeinfreies Werk. Quelle: Deutsche Fotothek.

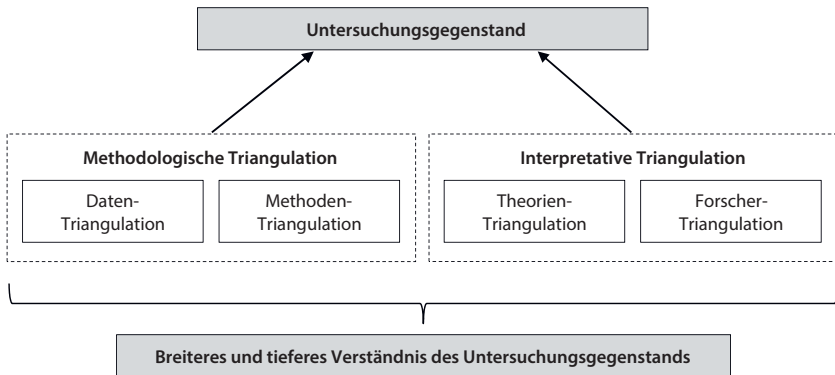
Untersuchungsgegenstandes aus mehreren Perspektiven (vgl. Flick 2010, S. 309). Norman Denzin (1970) unterscheidet dabei vier Formen der Triangulation:

- *Daten-Triangulation*: So wie es die Forscher/innen in Marienthal getan haben, können verschiedene Datensorten in eine Untersuchung einbezogen werden. Auch wenn die empirischen Daten aus verschiedenen Quellen stammen und/oder zu verschiedenen Zeitpunkten erhoben wurden, kann man von Daten-Triangulation sprechen. Dabei können im Sinne eines Mixed-Methods-Ansatzes durchaus qualitative und quantitative Daten trianguliert werden (vgl. Kelle 2014) – auch dies hat uns die Marienthal-Studie gezeigt.
- *Methoden-Triangulation*: Methoden-Triangulation meint die Anwendung verschiedener Erhebungs- und/oder Auswertungsmethoden innerhalb einer Untersuchung. Denzin unterscheidet dabei „within-method“- und „between-

methods“-Strategien. Unter ersteren versteht man die Anwendung verschiedener methodologischer Ansätze innerhalb einer Methode. Beispielsweise lassen sich auch innerhalb eines leitfadengestützten Experteninterviews Erzählstimuli setzen, die eigentlich einer ganz anderen Methode – wie wir noch sehen werden: dem narrativen Interview (vgl. Kap. 4.2) – entstammen. „Between-methods“-Strategien bezeichnen hingegen das, was am häufigsten triangulativ genannt wird: die parallele Anwendung mehrerer Methoden. Ein Beispiel aus der Marienthal-Studie wäre diesbezüglich die für ethnografische Forschung typische Kombination von Beobachtungen und Interviews.

- *Theorien-Triangulation:* Ein und dieselben empirischen Daten lassen sich im Zuge ihrer Auswertung aus verschiedenen theoretischen Perspektiven heraus interpretieren. In der Forschungspraxis ist dies von großem Nutzen, weil sich die ‚blinden Flecken‘ der einen Theorie häufig durch die Fokussierung einer anderen Theorie ausgleichen lassen. Auf diese Weise können immer wieder neue Facetten des untersuchten Phänomens aufgedeckt werden.
- *Forscher-Triangulation:* Da Forscher/innen häufig klare Präferenzen für bestimmte Theorien haben, steht die Theorien-Triangulation in engem Zusammenhang mit der Forscher-Triangulation. Darunter versteht man letztlich die Zusammenarbeit in Forschungsgruppen, die es vermag, subjektive Einflüsse während der Datenerhebung und/oder -auswertung zu begrenzen. Dies wird umso wichtiger, je interpretativer eine Auswertungsmethode vorgeht. Beispielsweise lässt sich eine qualitative Inhaltsanalyse (vgl. Kap. 3.2) noch recht gut alleine durchführen; eine Datenanalyse im Sinne der Objektiven Hermeneutik hingegen bedarf zwingend einer Auswertungsgruppe. Im Übrigen ist die Forscher-Triangulation innerhalb der empirischen Sozialforschung seit einigen Jahren insofern en vogue, dass immer häufiger interdisziplinäre Forschungsprojekte gefördert und durchgeführt werden.

Wenn man so will, beziehen sich die ersten beiden Formen der Triangulation somit in erster Linie auf das Untersuchungsdesign, die letzten beiden hingegen eher auf das Vorgehen während der Interpretation empirischer Daten (vgl. Abb. 2.2).

Abbildung 2.2 Triangulation in der empirischen Sozialforschung

Ziel einer Triangulation im Sinne der empirischen Sozialforschung ist es, der Analyse eine größere Breite zu verleihen, um dadurch ein tieferes Verständnis des Untersuchungsgegenstands zu gewinnen. Es geht also weniger um die Validierung qualitativer Daten – wie noch vor einigen Jahren häufig behauptet wurde (vgl. Steinke 2010, S. 320) –, sondern in erster Linie um einen Erkenntnisgewinn, wie wir ihn uns anhand des oben abgebildeten Kupferstichs verdeutlichen haben:

„Ziel der Triangulation verschiedener methodischer Zugänge und Perspektiven [...] sollte weniger sein, Konvergenzen im Sinne der Bestätigung des bereits Gefundenen zu erhalten. Aufschlussreich für die Theorieentwicklung wird die Triangulation von Methoden und Perspektiven vor allem, wenn sie divergente Perspektiven verdeutlichen kann [...].“
(Flick 2010, S. 318)

Werfen wir abschließend noch einen kurzen Blick auf ein weiteres Beispiel für ein triangulatives Untersuchungsdesign aus der Forschungspraxis. In einer empirischen Studie (Heiser 2015) habe ich mich mit einem ausgesprochen komplexen und einigermaßen singulären Untersuchungsgegenstand beschäftigt: mit der katholischen Kirche. Ausgangspunkt war die irritierende Beobachtung, dass offenbar immer mehr katholische Gottesdienste nicht mehr von Priestern, sondern – um einen in kirchlichen Kreisen gebräuchlichen Terminus zu verwenden: – von Laien geleitet werden. Derartige Gottesdienste werden als Wort-Gottes-Feiern bezeichnet und machen immerhin ein Siebtel aller katholischen Gottesdienste in Nordrhein-Westfalen aus. Mein Erkenntnisinteresse galt nun der Frage, inwiefern die

zunehmende Verbreitung von Wort-Gottes-Feiern die Sozialform Kirche verändert. Dieses Erkenntnisinteresse habe ich unter anderem zu der Forschungsfrage operationalisiert, ob und inwiefern sich durch die Einführung von Wort-Gottes-Feiern das Verhältnis von Pfarreien und Amtskirche wandelt. Um diese komparative Forschungsfrage beantworten zu können, mussten auf zwei verschiedenen Ebenen empirische Daten erhoben werden, zu denen jeweils unterschiedliche Zugangsmöglichkeiten bestanden: Die Pfarrei-Ebene war unmittelbar zu erfassen mittels einer standardisierten Befragung sowie mittels Experteninterviews mit Pfarrern und Gottesdienstleitern. Trianguliert wurden hier also auch quantitative und qualitative Daten; erstere waren nämlich notwendig, um überhaupt Aussagen über die Verbreitung und mithin über die Relevanz von Wort-Gottes-Feiern treffen zu können. Die Amtskirchen-Ebene empirisch zu erfassen gestaltete sich hingegen schwieriger: Hier habe ich auf eine Dokumentenanalyse einschlägiger Publikationen der katholischen Kirche zurückgegriffen und schließlich auch einige Experteninterviews mit Bistumsvertretern geführt. Letztere im Übrigen auch aus einem methodologischen Grund: Um die Vergleichbarkeit der erhobenen Daten zu erhöhen, sollten nicht ausschließlich unterschiedliche Datensorten kontrastiert werden. Insgesamt sah das Untersuchungsdesign meiner Studie somit folgendermaßen aus (vgl. Tab. 2.7).

Tabelle 2.7 Untersuchungsdesign der Wort-Gottes-Feiern-Studie

Ebene Pfarrei	Ebene Amtskirche
Standardisierte Befragung aller 724 nordrhein-westfälischen Pfarreien	Dokumentenanalyse von sechs Schriften des Apostolischen Stuhls
Experteninterviews mit zehn Pfarrern	Dokumentenanalyse von drei Schriften der Dt. Bischofskonferenz
Experteninterviews mit drei Gottesdienstleitern	Experteninterviews mit drei Bistumsvertretern

Vgl. Heiser 2015, S. 22

Trianguliert wurden in dieser Studie mithin Datensorten, Erhebungsmethoden und im Zuge von Rekonstruktion und Interpretation schließlich auch theoretische Perspektiven. Nicht trianguliert wurde hingegen die Auswertungsmethode: Um ihre Vergleichbarkeit zu gewährleisten, wurden alle qualitativen Daten mittels einer qualitativen Inhaltsanalyse ausgewertet. Diese werden wir genauer kennen-

lernen, wenn wir uns im folgenden Kapitel dem nächsten Meilenstein der qualitativen Sozialforschung zuwenden.

Zuvor möchte ich jedoch noch einmal zusammenfassen: In diesem Kapitel haben wir die Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit“ von Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel anhand ihrer Zielsetzung, ihres Untersuchungsdesigns und ihrer zentralen Untersuchungsergebnisse kennengelernt. Daraufhin haben wir reflektiert, ob und inwiefern die Gütekriterien der empirischen Verankerung und der reflektierten Subjektivität erfüllt sind, um abschließend hervorzuheben, dass die Forscher/innen ihre Studie triangulativ angelegt haben. Wenn Sie an dieser Stelle vertiefend weiterlesen möchten, gebe ich Ihnen gerne wieder einige Literaturempfehlungen:



Literaturempfehlungen

Jahoda, Marie, Paul F. Lazarsfeld, und Hans Zeisel. 2014/1933. *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit*. 24. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Zunächst sei an dieser Stelle die Marienthal-Studie selbst empfohlen. Auch acht Jahrzehnte nach ihrer Erstveröffentlichung ist sie für Studierende und an empirischer Sozialforschung Interessierte uneingeschränkt lesenswert. Darauf verweist nicht zuletzt auch, dass der überschaubare Band in der mittlerweile 24. (sic!) Auflage vorliegt.

Engler, Steffani, und Brigitte Hasenjürgen (Hrsg.). 2002. „Ich habe die Welt nicht verändert.“ *Lebenserinnerungen einer Pionierin der Sozialforschung. Biographisches Interview mit Marie Jahoda*. Weinheim: Beltz.

In Form eines biografischen Interviews berichtet Marie Jahoda von ihrer Jugend in Wien, von ihrem politischen Wirken, das sie in die Emigration zwang, und von ihren wichtigsten Forschungsprojekten – insbesondere eben von der Marienthal-Studie. Der Band gibt einen ebenso persönlichen wie wissenschaftsgeschichtlich interessanten Einblick in das bewegte Leben einer Pionierin der empirischen Sozialforschung.



Müller, Reinhard. 2008. Marienthal. Das Dorf – Die Arbeitslosen – Die Studie. Innsbruck: Studienverlag.

Anhand zahlreicher Quellen sowie durch akribische Recherche gibt der Soziologe und Historiker Reinhard Müller einen interessanten Einblick in die Entstehungsbedingungen der Marienthal-Studie. Auch in diesem Fall gilt: Die Kenntnis des Kontextes ist entscheidend für das Verstehen eines Untersuchungsdesigns und die Reflexion von Forschungsergebnissen.

Meilensteine der qualitativen Sozialforschung

Eine Einführung entlang klassischer Studien

Heiser, P.

2018, X, 282 S. 23 Abb., 4 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-658-18556-5